

Lars Comino
Das Leben ist schön, oder?

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-89969-187-0

Copyright © 2015 by PRINCIPAL Verlag, Münster/Westf.
Umschlagbild: ›Auf der Suche nach Halt‹, © Ellen Grahmann

www.principal.de
Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany

Lars Comino

**Das Leben ist schön,
oder?**



PRINCIPAL VERLAG

DER MENSCH BLEIBT EIN LAIE.

(Max Frisch: ›Der Mensch erscheint im Holozän‹)

1

Draußen ist es bereits dunkel, bis auf die Lichter der Straßenlaternen, die ihren Schein durch mein Fenster werfen und aus den Möbeln Schatten werden lassen, die sich gegen das Weiß der Wand abzeichnen. Es ist Sonntagabend, mein erster Abend in Münster. Im Fernsehen läuft eine Verfilmung des Marguerite-Duras-Klassikers ›Der Liebhaber‹. Meine rechte Hand reibt an meinem Schwanz, um eine postkoitale Müdigkeit herbeizuführen und mir das Gefühl zu vermitteln, Mann zu sein, mit all den Eigenschaften, die generell damit verbunden werden. Vor allem geht es mir darum, die Angst abzuschütteln, die ich vor dem morgigen Tag habe: der Beginn meines Zivildienstes im Krankenhaus. Ein paar Hundert Kilometer entfernt liegen meine Eltern in ihrem Bett und denken vielleicht an mich, an ihr zweites Kind, das nun auch von zu Hause fortgezogen ist. Der Orgasmus ist unbefriedigend. Die Tempos, in die mein Samen geflossen ist, knülle ich zusammen, lege sie neben mein Bett und wälze mich eine lange Zeit hin und her, bis ich für wenige Stunden in einen unruhigen Schlaf falle.

Den nächsten Tag habe ich kaum noch in Erinnerung. Einzig das Gesicht des Mannes, den ich füttern sollte, den Geruch beim Ablassen des Katheterbeutels einer an einem Harnwegsinfekt leidenden Frau, die mühseligen Bewegungen einer an MS erkrankten Patientin und der herabgeklappte Unterkiefer der ersten Leiche meines Lebens kommen mir schemenhaft zu Bewusstsein, wenn ich mich an diesen ersten Tag im Krankenhaus entsinne.

Abends hole ich mir einen Döner aus der Kneipe, über der ich wohne, und werfe ihn halb gegessen weg. Der Geruch des Fleisches erinnert mich zu sehr an die Ausdünstung der alten Patienten auf der Station, wo ich das nächste Jahr verbringen soll.

Während ich mit meinen Eltern telefoniere, um ihnen von meinem ersten Tag im Krankenhaus zu berichten, dabei versuche, locker und zuversichtlich zu erscheinen, drängt der Gedanke in mein Hirn: Das schaffst du nicht, Lars! Du hast dich verkalkuliert! Das ganze Gerede, dass es eine Herausforderung sei, der ich mich stellen wolle, wenn ich meinen Freunden die Tätigkeitsbeschreibung zeigte, um mich vor ihnen aufzuspielen, die zur Bundeswehr gingen oder Essen ausführen, erscheint mir wie ein Hohn. Dass ich wegen einer Frau hierher gekommen bin, die ich im kommenden Jahr nur ein einziges Mal sehen werde, weiß ich noch nicht, und ich habe die Befürchtung, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben einer Sache nicht gewachsen sein werde. Was okay ist, da alles, was ich bisher geleistet habe, geistiger Natur war, und ich mich nie Dingen gewidmet habe, die mit einem Risiko verbunden sein könnten.

Fünf Tage später ist die erste Woche vorbei, und auch wenn ich Fortschritte gemacht habe, ist den Schwestern auf der Station klar geworden, dass es mit mir schwierig werden wird.

Du darfst deinen Bonus nicht verspielen, nehme ich mir vor, als ich mit dem Damenrad, das ich mir für 80 Mark gekauft habe, nach dem Frühdienst vom Krankenhaus nach Hause fahre. Unterwegs kaufe ich einen Kasten Wasser, freue mich auf meine Matratze und denke beklommen an das Besäufnis mit meinen Mitbewohnern, die vor einem Semester angefangen haben zu studieren und einen Haufen ihrer Leute eingeladen haben. Die drei wohnen also seit einem halben Jahr zusammen und haben ihren alten Mitbewohner rausgemobbt, warum weiß ich nicht, und da kam ich gerade recht.

Ich hätte allein wohnen sollen, vielleicht, und nun beginnt das Gedankenrattern. Eine WG-Party ist eigentlich

nur dann eine WG-Party, wenn alle jemand einladen. Ich kenne allerdings niemand, und ich habe mir fest vorgenommen, Berufliches und Privates streng zu trennen, sonst hätte ich die Jüngeren auf meiner Station gefragt, ob sie kommen möchten. Aber irgendwie wäre es mir peinlich gewesen, denn solange ich mich noch nicht gut eingefügt habe, wäre sicher niemand gekommen.

Schlimm war, wie ich gestern Nachmittag die Nachmittagstropfen verteilen sollte, stattdessen hatte ich die Nachtmedizin ausgeteilt, die auf einem ähnlichen Tablett stand, und beim Abendessen rätzte die halbe Station. Natürlich fiel es auf, es kamen keine direkten Vorwürfe, doch die Blicke der Schwester haben alles gesagt. Ich habe mich entschuldigt und keine Antwort bekommen. Anschließend bin ich erst mal aufs Klo gegangen und habe geschwitzt, weil ich dachte, das sind ja auch Medikamente und hoffentlich stirbt niemand. Ich habe mich so reingesteigert, dass mir ganz schlecht wurde und ich wirklich nicht wusste, was ich nun machen sollte.

Als ich zu Hause auf der Matratze liege, denke ich, dass es vielleicht daran liegt – also diese Vorwürfe –, dass ich nie gelernt habe, Verantwortung zu übernehmen. Ich krame mein Büchlein heraus, in dem ich Verschiedenes, was mir zwischenzeitlich von Belang erscheint, notiere und schreibe auf: ›Man sollte lernen, Verantwortung zu übernehmen!‹

Dann schlafe ich ein, tief und fest, bis ich durch ein Klopfen geweckt werde. Nick steht in der Tür und fragt, ob ich beim Einkaufen für heute Abend helfe. Martin und Oli sind früher schon zusammen zur Schule gegangen, insofern ist Nick nicht unbedingt so dick befreundet mit den beiden, dennoch habe ich bei ihm am wenigsten Verlangen, ihn kennenzulernen. Er ist, ähnlich wie ich, sehr schüchtern, sodass er mir stets das vorlebt, was ich ablegen will. Ich war von jeher schweigsam und wortkarg, was mir

gelegentlich so ausgelegt wurde, dass ich tiefgründig sei, was ich aber immer etwas zum Lachen fand. Da ich nie gelernt habe, mit neuen Leuten umzugehen, habe ich mir eine viel zu freundliche Art angewöhnt, die ich hier in der WG an den Tag lege.

»Natürlich«, antworte ich Nick, »gib mir einen Moment.«

Ich nehme mein Notizbuch und schreibe: ›Nettsein und Hilfsbereitschaft haben noch nie etwas Positives für einen selbst bewirkt (man würde lieber weiterschlafen, anstatt Bier zu kaufen).‹

Auf dem Flur warten die drei, was ich nicht wusste. Ich murmele ein »Hallo« und frage, wie das denn jetzt alles gehen soll.

»Wart's ab!«, winkt Martin ab und im Gänsemarsch verlassen wir die Wohnung.

Der Abend kam als kühler Oktoberabend, nachdem der sonnige Tag der Stadt eine Feierlichkeit verliehen hatte, die sich in meinem Kopf abspielte und Gedanken an Vergänglichkeit weckte. Mein Zimmer hatte einen kleinen Balkon und es war mir gesagt worden, dass wir deshalb vornehmlich in meinem Zimmer rauchen wollten, woraufhin ich zustimmte, obwohl ich nicht verstanden habe, was das damit zu tun hat. Denn in der Tat wurde dann in meinem Zimmer geraucht, und niemand stand auf dem Balkon. Da fast alle Gäste quazten, spielte sich die Party zu Beginn in meinem Zimmer oder in der Küche ab, wo die kärglichen Lebensmittel einer Männer-WG-Party standen, was mir etwas peinlich war. Aber noch peinlicher war, dass ich niemanden kannte und die ganze Zeit das Gefühl hatte, ein Sozialversager zu sein, und alle gucken mich an und schütteln meinerwegen den Kopf. Die meisten schienen meine Identität gar nicht zu kennen und ließen sich

daher lauthals darüber aus, was für ein krasser Typ denn in so einem Zimmer wohnte. Ich fühlte mich nicht krass und fand auch das Zimmer nicht besonders krass. Ich hatte ein Regal mit Büchern, eine Matratze auf dem Boden, eine Gitarre lehnte an der Wand, einen Schreibtisch und einen alten Holzstuhl, dessen eines Bein schon Risse hatte, als Schreibtischstuhl. Meine Kleidung bewahrte ich in zwei Umzugskisten auf, eine für schmutzige Wäsche, eine für halbwegs saubere. Dass die Wände kahl waren, störte mich damals ebenso wenig wie später, allerdings war's damals verzeihlicher.

Die ersten zwei Stunden stand ich rauchend und ein Bier nach dem anderen trinkend an der Balkontür und machte mir Gedanken darüber, wie ich mein Zimmer möglichst schnell wieder für mich bekommen konnte. Mit den Freunden meiner Mitbewohner kam ich nicht ins Gespräch, hatte mich aber auch nicht besonders bemüht. Die Frauen, die bisher da waren, interessierten mich nicht, außerdem wollte ich das Projekt Frauen nur ungern auf dieser Party angehen, obwohl es mir ein großes Anliegen war, dazu aber später.

Oli war ziemlich schnell betrunken, kotzte von unserem Balkon, wischte sich mit der Hand einen kleinen Plocken aus dem Gesicht und lallte mir zu, da ich die ganze Aktion schweigend beobachtet hatte: »Ich find's cool, dass du hier eingezogen bist, Lars.« Dann wankte er wieder rein, grölte die Textzeile irgendeines Liedes, das gerade lief, und ich drehte mich kurz um, während ich bitter dachte: Ich nicht, Oli, ich nicht.

Ich musste lachen, weil mir klar wurde, was Oli da gerade mitgesungen hatte: »I'm not a trendy asshole.«

Mein Blick traf ein Mädchen, das gegenüber auf meiner Matratze saß und von einem Typen, der seine Augen schamlos auf ihren Ausschnitt richtete, beredet wurde.

Ich habe bis heute nicht begriffen, was mich eigentlich veranlasste, sie an diesem Abend anzusprechen. Sie hat mir in den darauffolgenden Jahren alle Gefühle beigebracht, die man erleben kann, die guten wie die schlechten. Ich glaube, ich hatte ihren Blick so verstanden, dass sie mich aufforderte, sie aus der Situation zu befreien. Es war jedenfalls ungewöhnlich mutig von mir, einfach auf sie zuzugehen, ihr meine Hand entgegenzustrecken und zu sagen: »Komm.«

Nur für einen Moment war ich unsicher, ob sie meine Hand ergreifen würde, aber tatsächlich spürte ich nach weniger Zeit zum ersten Mal die Berührung ihrer Haut. Sie zog sich an meiner Hand hoch, ich zog sie an ihrer Hand auf den Balkon, und nun standen wir da. Es war mir peinlich, dass mir kein Thema einfiel, über das ich mit ihr reden konnte.

Sie lächelte mich an. »Und jetzt?«, fragte sie.

»Ich heiße Lars.«

»Weiß ich.«

Das verblüffte mich. Deshalb quälte ich mir ein »Ach« heraus.

»Ja, Martin hat mich eingeladen und mir schon von dem neuen Mitbewohner erzählt.«

»Ach so.«

»Frag mich doch nach meinem Namen.«

»Warum? Du kannst ihn mir doch auch sagen.«

Ehe ich ihren Namen erfuhr, störte mich ein mir bekanntes Geräusch, das mich reflexartig meinen Kopf wenden ließ.

»Scheiße!«, fluchte ich.

Ein paar Leute sprangen auf, verließen das Zimmer, während der Typ, der bis eben meine Gesprächspartnerin zugelabert hatte, nach und nach seinen Magen auf meine Matratze entleerte.

Wir sahen beide zu. Mir ging so einiges durch den Kopf.

Ich beschloss, nicht weiter darauf zu reagieren. Es ärgerte mich einerseits, andererseits ließ es mich irgendwie kalt. Diese Mischung fand ich seltsam interessant und überlegte, mir das Ganze mal aufzuschreiben, falls ich mich noch daran erinnerte. Tatsächlich entwickelte sich diese Reaktion zu einem festen Bestandteil meines Verhaltensrepertoires. Als mir ein paar Monate später vor einer Kneipe auffiel, dass mir mein Fahrrad gestohlen worden war, sagte ich nur: »Fahrt schon mal vor, ich komm zu Fuß nach.«

Ich murmelte zu dem Mädels gewandt: »Wie war jetzt dein Name?«

»Anja«, erwiderte sie und lachte.

Ich fand es irgendwie unangebracht, dass sie lachte, und mir kam ein Satz aus einem Helge-Schneider-Hörspiel in den Sinn (»Hä, warum lacht der denn auf einmal?«), dachte darüber nach, ihn laut zu äußern, ließ aber davon ab, weil ich bereits einige Male vorher erlebt hatte, dass man solche Anspielungen nur machen sollte, wenn man sich sicher ist, dass der andere sie versteht.

Inzwischen hatte ein Mädchen den Typen von der Matratze gezerzt und ihn ins Bad verfrachtet. Kurz darauf war es mit unserem Putzeimer und -lappen wiedergekommen und hatte begonnen, die Kotze zu entfernen.

»Warum tut sie das?«, dachte ich laut und hatte Anja fast vergessen.

»Er ist ihr Freund«, antwortete sie.

»Ach so. Ich würde das nicht machen«, sagte ich. »Ich meine, das muss er an und für sich selbst ausbaden, die sind ja nicht verheiratet. Also wenn man das für jemand anderen macht, dann ist doch schon jede Erotik verloren gegangen. Ich versteh das nicht, macht die für ihren Freund da die Kotze weg und es scheint ihr gar nichts auszumachen. Die gehen bestimmt auch zusammen aufs Klo.«

»Lars.«

Ich glaube, es war das erste Mal in dieser miserablen

ersten Woche in Münster, dass jemand mich mit Namen ansprach, zumindest so, dass einem bewusst wird, dass man gemeint ist, also dass einem bewusst wird, wie man heißt. Verblüfft sah ich Anja an und begann sie auf einmal als Menschen wahrzunehmen. Später fiel mir auf, dass ich nur wenige Momente erlebt habe, in denen das Gefühl, eine Identität zu besitzen und innerhalb dieser Identität angenommen zu sein, so stark war.

»Ja«, sagte ich und war auf einmal nicht mehr in meinen ewigen Gedankenspielen gefangen sondern vollständig in der Situation.

»Ist dir eigentlich klar, wie dankbar ich dir bin? Du hast gerade verhindert, dass mir dieser Typ auf den Busen gebrochen hat.«

Ich musste ehrlich lachen, ebenfalls zum ersten Mal in dieser Woche. Ich schaute kurz auf ihre Brust, dann in ihre Augen und raunte: »Das habe ich wirklich gern gemacht.«

Wenig später sitzen wir in einem anderen Zimmer auf dem Boden, ich glaube bei Martin. Anja sagt, dass Martin ihr erzählt habe, dass ich Zivildienst im Krankenhaus mache.

»Das stelle ich mir irgendwie schwierig vor. Ist es gut?«

»Ja«, antworte ich und ärgere mich darüber, dass ich nicht weiß, ob ich beschreiben soll, wie beschissen die erste Woche war. Ich weiß nicht, ob man sich diese Blöße geben soll, es ist ja auch ein Zeichen von Schwäche.

Mir wird in dem Augenblick klar, dass bei uns zu Hause nie über irgendetwas geredet wurde, zumindest so die letzten 12 bis 15 Jahre nicht und davor kann ich mich nicht erinnern. Wenn ich ihr jetzt das erzähle, was ich meinen Eltern erzählt habe, belüge ich sie schon vorher, also bevor wir uns richtig kennenlernen, und das ist nicht gut.

Sie sieht mich mit so einem komischen Blick von der Seite an, den ich bisher noch nie von einem Mädchen zu-

geworfen bekommen habe. Für einen Moment schäme ich mich, dass ich so unerfahren bin. Dann stützt sie sich auf meinem Knie ab und erhebt sich. Logisch, dass sie geht, so ein langweiliger Kauz wie ich, mit dem will sie nichts zu tun haben, denke ich.

»Ich hol uns mal ein neues Bier, du willst noch eins, oder?«

Klar, die alte Masche, ich nicke zwar, habe aber keine Hoffnung, dieses Bier in absehbarer Zeit zu bekommen. Ich bleibe demonstrativ sitzen, auch als sie auf sich warten lässt. Leider sieht Martin mich, und obwohl er ziemlich betrunken ist, kommt er zu mir und setzt sich links von mir hin.

»Hör mal, Lars, tut mir leid wegen der Matratze.«

»Schon gut. Ist nicht so schlimm.«

Auf einmal sitzt Anja wieder vor uns und reicht mir das versprochene Bier. Wir bilden ein Dreieck, denke ich, aber äußere es nicht, weil man nicht jeden seiner Gedanken äußern sollte, glaube ich.

»Nee, Lars, es tut mir wirklich leid. Du bist gerade erst eingezogen und hattest eigentlich keine Lust auf diese Party, und zu allem Überfluss kotzt dir ein Typ die Matratze voll. Die kannst du wegwerfen.«

»Wen?«

»Die Matratze.«

»Quatsch.«

Dann wiederholt Martin noch mal den Satz: »Die kannst du wegwerfen.«

»Ich werfe doch nicht die Matratze weg, nur weil da einer draufgekotzt hat.«

»Aber du kannst unmöglich darauf schlafen«, mischt sich Anja ein.

»Man muss die halt nur sauber machen.«

Während Martin laufend den einen Satz wiederholt, redet Anja auf mich ein, dass das Erbrochene eingezogen

ist und ewig stinken wird, so wie Milch, wenn sie auf den Teppich oder ein Polster gelaufen ist, Buttersäure entsteht und ein ständiger Gestank in der Luft ist.

»Hört mal!« Ich merke, wie ich bockig werde. »Ich arbeite ja nun im Krankenhaus. Ich habe morgen Spätdienst und nehme die Matratze mit. Wir haben da eine Bettenzentrale und die jagen das Ding einmal durch die Anlage und wenn ich Glück habe, ist die sogar sauberer als vorher. Der Bettenmann, Rolf, ist so oder so der Einzige, der nach dem ersten Tag noch nett zu mir war.«

Mit einer so klugen Lösung haben die beiden natürlich nicht gerechnet, denke ich und schaue triumphierend vom einen zum anderen. Was mich an Betrunkenen von jeher gestört hat, ist die Tatsache, dass sie sich nicht auf eine Sache konzentrieren können, sondern immer abschweifen. Statt zuzugeben, dass das eine klasse Idee ist mit der Matratze, ist die Matratze auf einmal für die beiden vergessen. Martin steht auf und sagt, dass ihm das alles gerade ein bisschen zu viel wird, und Anja fragt: »Dann war die erste Woche wohl doch nicht so gut?«

»Nein, war sie nicht«, murmele ich und bin irgendwie stinksauer. Soll das jetzt so ein einfühlsames Gespräch werden? Beleidigt schaue ich zur Seite und spüre plötzlich die Rückseite ihrer Finger an meiner ihr zugewandten Wange.

»Tut mir leid, ich wollte dich nicht verletzen.«

Schließlich erzähle ich ihr alles, von meinem Ekel, dem Geruch der Katheterfrauen, den zunehmend abschätziger werdenden Blicken der Schwestern, von den falsch verteilten Tabletten und meiner ersten Leiche.

Sie beginnt laut zu lachen über die Tabletten und fragt noch mal nach, ob die Patienten tatsächlich das Abendbrot verschlafen haben.

»Das ist doch superwitzig, Lars.«

»Na ja, ich weiß nicht.« Muss aber auf einmal trotzdem lachen. »Du hättest die verdutzten Gesichter sehen sollen, als wir die Leute geweckt haben.«

Dann sage ich, dass ich mir den Namen der verstorbenen Patientin notiert habe in einer neuen Rubrik in meinem Büchlein und alle aufschreiben will, die während meines Zivildienst versterben, um herauszufinden, ob ich mir die Gesichter aller Verstorbenen wieder vor Augen rufen kann, wenn ich fertig bin.

»Warum?«, fragt Anja.

»Ich weiß nicht, nur so. Vielleicht nützt es zu was.«

»Ja, vielleicht.«

»Sag mal, Anja, hast du ein Auto?«

»Ja, wieso?«

»Kannst du mir morgen mit der Matratze helfen?«

»Okay. Und wo schläfst du heute Nacht?«

»Mal sehen, habe ich bisher nicht drüber nachgedacht.«

»Wenn du willst, kannst du bei mir schlafen.«

Das überrascht mich und mir fällt prompt meine Unterwäsche ein. Ich trage bis heute so Kleine-Jungs-Unterhosen, dabei würde ich gern Boxershorts tragen, ich weiß allerdings nicht, wo man die kriegt. Das mit dem Kleidung kaufen hatte sich in den letzten Jahren vor dem Abi zu einem gewissen Problem entwickelt. Ich bekam von meinen Eltern Taschengeld überwiesen auf ein Konto, dessen wechselnde Stände ich am Ende jeder Woche notierte und mich an dem wachsenden Guthaben erfreute. Ich sollte mir von dem Geld auch Kleidung kaufen. Ich sah immer meine Mitschüler und wusste, dass ich rumlaufe wie ein Depp, aber Tatsache war, dass ich nicht wusste, wo man coolere Sachen herbekommt. Also kaufte ich nur dann was, wenn meine Mutter mir allzu sehr in den Ohren lag. Ich ging ausschließlich zu Karstadt, weil ich nicht wusste, wo ich sonst etwas herbekomme und es war mir ehrlich gesagt ein bisschen egal, obwohl mir klar war, dass ich durch meine komische Kleidung auffalle. Am liebsten wäre ich körperlos gewesen. Alles was ich wollte, war, in Ruhe gelassen zu werden.

Ich blicke an mir herunter und mein Blick bleibt an meinen Schuhen hängen. Das war überhaupt das Schlimmste: Schuhe kaufen. Ich kaufte jedes Mal die gleichen und ärgerete mich regelmäßig, wenn ich damit nach Hause kam. Es waren solche biederen Schuhe, wie sie vornehmlich von den Strebern ohne Selbstbewusstsein getragen wurden, und zu denen wollte ich nicht gehören. Irgendwie wollte ich zu niemandem gehören. Ich nannte die Schuhe spöttisch Dietrich-Weißgerber-Schuhe, weil sie so aussahen, wie sie einer von den größten Langweilern in meinem Jahrgang trug. In meinem Leben muss sich einiges ändern, stelle ich fest, aber das ist ja jetzt auch keine Neuigkeit.

»Entschuldige, dass ich dich das frage, Lars – ich weiß, Männer hassen solche Fragen –, ich wüsste nur gern, woran du gerade denkst.«

»An Schuhe«, entgegne ich. Es ist eine blöde Antwort, das ist mir sofort klar.

»Also mein Angebot steht.«

»Das ist echt nett von dir.«

»Na ja, ich sagte ja schon, um ein Haar hätte ich das Ganze abgekriegt, da ist es nur recht und billig, wenn ich dich zum Schlafen einlade.«

»Okay, dann nehme ich an«, entscheide ich und strecke ihr die Hand hin, um den Deal zu besiegeln.

Sie reicht mir lachend ihre Hand. »Du bist ein ziemlich komischer Typ, Lars, weißt du das eigentlich?«

»Und du bist echt erstaunlich. Ich meine, weil du dich immer noch mit mir unterhältst. Ich finde mich nämlich schrecklich langweilig.«

»Och, ich finde dich im Grunde ganz unterhaltsam. Komm, lass uns aufstehen, ich stell dich mal ein paar Leuten vor.«

Wenn du meinst, denke ich, und erhebe mich missmutig. »Ich weiß im Prinzip gar nichts von dir, Anja«, spreche ich zu ihrem Rücken.

Sie dreht sich um und ich renne sie fast um. Sie bleibt dicht vor mir stehen. »Du schläfst ja bei mir, und morgen früh kannst du mich eine Menge Sachen fragen, wenn du Lust hast.«

»Aber mit dem Vorstellen, lass mal, ich habe irgendwie keine Lust, heute noch jemand kennenzulernen.«

»Du hast Schiss, was?«

»Quatsch.«

»Na, dann komm!«

Sie nimmt mich mit zu einer Gruppe von Leuten. Bei den wenigen Partys, die ich besucht habe während meiner Schulzeit, habe ich ausnahmslos Langeweiler kennengelernt, die mit mir über Literatur oder dergleichen sprachen, wobei mir im Nachhinein klar wurde, dass wohl ich es war, der über Literatur sprach, weil ich nicht so recht wusste, worüber ich sonst reden sollte. Ich wusste damals noch nicht, dass es nicht darauf ankommt, worüber man bei Partys redet, sondern wie. Ich fand, dass man nur den Mund aufmachen sollte, wenn man wirklich was Vernünftiges beizutragen hat. Es war mir völlig fremd, über irgendeinen Scheiß zu lachen.

Einmal saß ich mit dem Freund einer Mitschülerin irgendwo auf einer Gartenparty rum und diskutierte über die ›Bilder einer Ausstellung‹ von Mussorgsky. Zugegeben keine Literatur, aber Musik war mein Thema Nummer zwei. Er war *schon* Student, wie es hieß, und das flößte mir einen gewissen Respekt ein.

Ansonsten wurde ich leider nicht nur auf Partys, sondern auch in der Schule laufend von einem Mitschüler verfolgt, der ständig mit mir diskutieren wollte. Ich war zu höflich, um mich dem zu entziehen. Es wundert mich nicht, dass ich in dem Ruf stand, ein Langweiler zu sein, der nur über hochgeistige Dinge redet.

Weil Anja mich an der Hand hinter sich herzieht und deutlich kleiner ist als ich, tripple ich hinter ihr und kann

mir vorstellen, dass das bestimmt ziemlich bescheuert aussieht. Als sie mich den anderen vorstellt – es sind zwei Freundinnen von ihr und ein Typ –, ist es wie immer bei solchen Gelegenheiten. Man wird begutachtet und eigentlich weiß keiner, was das soll. Als ob jetzt ein gutes Gespräch vom Himmel fiele.

Der Form halber fragt mich Diana, eine von Anjas Freundinnen: »Bist du der Typ, dem Manuel ins Bett gekotzt hat?«

Die Frage freut mich. Sie hätte ebenso fragen können, ob ich hier auch wohne. Ich lache und sage: »Klar.«

Sie wirft ihrer Freundin einen abschätzigen Blick zu. Na gut, falsche Antwort. Man muss die anderen beobachten, denke ich. Man muss einfach immer wieder versuchen, die gleichen Situationen herbeizuführen, und ausprobieren, wie man sich verhält, dass es nicht negativ auffällt. Die eigene Wirkung auf andere Menschen ist der ehrlichste Spiegel, den es gibt. Das werde ich mir morgen aufschreiben.

»Ich bringe die Matratze morgen ins Krankenhaus.«

Sie sieht mich an mit diesem Blick, der besagt, dass ich der letzte Vollpfosten bin, den Mund leicht angeekelt verzogen, ein Augenlid runtergezogen. Es wird mir klar, dass wir uns missverstanden haben und sie glaubt, ich wolle witzig sein. Matratze ins Krankenhaus, haha.

»Na ja, zum Reinigen«, füge ich kleinlaut an.

Sie hat sich schon ihrer Freundin zugewandt und flüstert ihr was ins Ohr, woraufhin diese lächelt.

Scheiße!, fluche ich innerlich. Hoffentlich will Anja bald nach Hause!

Ich drehe mich um und hole mir ein Bier. Unterwegs ärgere ich mich, dass sich diese blöde, eingebildete Tusse – und meine Gedanken verwenden noch ganz andere Wörter – in meiner eigenen Wohnung über mich lustig macht. Eigentlich wollte ich nicht mehr zu denen, aber nach dem

ersten Schluck aus der Flasche hat sich eine solche Wut angestaut, dass ich mich erneut dazustelle und zu Diana sage: »Kannst du mich noch mal angucken wie vorhin, als ich das mit der Matratze gesagt habe?«

Es ist allen Beteiligten klar, dass das mit Sicherheit kein Scherz ist. Der Blick ist diesmal anders, eher genervt, die Lippen leicht geöffnet, der Kopf schief und die Augen geringfügig verdreht.

»Na ja, grad eben war's anders.« Ich beuge mich etwas zu ihr und raune in ihr Ohr: »Wenn du wüsstest, wie scheiße du aussiehst, wenn du solche überheblichen Fratzen schneidest. Nicht dass es sonst viel besser ist, aber Blödheit und Hässlichkeit sind echt keine gute Kombi, du Brot.«

Ich beobachte kurz ihre Reaktion, die eher eine Nichtreaktion ist, und mir wird bewusst, dass das mit dem Beobachten der eigenen Wirkung auf andere nicht völlig richtig ist, man muss auch gucken, was die Reaktion in einem selbst bewirkt. Und diese Reaktion bewirkt in mir eine tief empfundene Freude und war daher richtig. Nicht so vorschnell den eigenen Gedanken vertrauen (man muss nicht bei jedem ankommen – im Gegenteil). Es war die erste Beleidigung auf einer Party, und es war der Beginn einer langen Reihe von Gemeinheiten, die ich anderen im Laufe der nächsten Jahre noch um die Ohren hauen würde.

Von einer Sekunde auf die andere fühle ich mich gut. Eine Stunde später stehe ich mit Anja und meiner Zahnbürste in der Jackentasche auf der Straße. Sie wohnt nur ein paar Straßen weiter im Kreuzviertel.

Unterwegs fragt sie mich: »Was hast du eigentlich zu Diana gesagt? Sie war ziemlich sauer auf dich und auch auf mich.«

»Hat sie's dir nicht erzählt?«

»Nein.«

»Ach, nichts Besonderes.«

Wir gehen schweigend weiter.

»Na gut, eben dass ich sie nicht sonderlich sympathisch finde und sie mal selbst in den Spiegel schauen soll.«

Wortlos streifen wir unsere Schuhe ab. Ich bin neugierig auf die Wohnung, scheue mich aber, zu fragen, ob ich mich umsehen darf.

»Wohnst du allein?«, frage ich sie.

»Ja. Das ist eine Eigentumswohnung. Mein Vater wollte mir unbedingt eine Eigentumswohnung kaufen, als ich hier hergezogen bin.«

»Das ist ja großzügig.«

»Geht so. Er hat das vorher genau kalkuliert. Er meinte, wenn ich fünf Jahre studiere und so und so viel Miete zahle und man die Wohnung dann später wieder verkauft, spart er Geld. Als ob er das nötig hätte.«

»Wieso? Seid ihr so reich?«

»Er ist reich. Nicht wir. Es gibt kein Wir.«

Es scheint mir besser, nicht nachzuhaken, wobei mich schwierige zwischenmenschliche Beziehungen eigentlich reizen. Da muss was im Argen liegen, denke ich, und verschiebe meine Fragen danach auf den nächsten Morgen. Gleichzeitig muss ich an meinen eigenen Vater denken, der mir jetzt bestimmt raten würde: »Halt dir die Frau warm.« Das sagte er immer, wenn man mit Leuten zu tun hatte, die reicher waren als wir.

Nicht dass wir am Hungertuch genagt hätten, meine Mutter und mein Vater hatten Arbeit, und mein Vater hatte es im Laufe der Jahre zu einer sogenannten guten Position gebracht. Nur leider war diese gute Position, die er da vor etwa zehn Jahren angenommen hatte, mit dem häufigen Umgang mit Leuten verbunden, die wirklich viel Geld hatten, Unternehmer und so.

Wenn ich auf meine frühe Kindheit zurückblicke, habe ich ihn als zufriedenen Menschen in Erinnerung, mit sich und der Welt im Reinen. Dieser neue Umgang hingegen

machte ihn von Tag zu Tag unzufriedener. Er sah, was die anderen sich leisten konnten und er nicht. Der Neid zerfraß ihn und die mit dem zunehmenden Alter geringer werdenden Möglichkeiten, daran etwas zu ändern, bedrückten ihn. Ich weiß nicht, inwieweit der Hass in sein eigenes Leben reichte, aber das, was dazuzählte, wurde ihm im Laufe der Jahre zuwider, weil es ihn daran hinderte, das Leben zu führen, das er gern geführt hätte, obwohl ich mir sicher bin, dass es ihn nicht glücklicher gemacht hätte. Jedenfalls zählte zu dem Leben eben auch seine Familie, die ihn zeitlich und vor allem finanziell belastete.

»Heirate eine reiche Frau, Lars«, schärfte er mir ein, »und mach dir ein schönes Leben.«

Meine Mutter erzählte mir einmal, dass er, als er jung war, behauptet hatte, Geld sei ihm nicht wichtig. Sie sei es gewesen, die ihn überhaupt dazu gebracht hätte, besser bezahlte Stellen anzunehmen.

Nach einer Weile des geschäftigen Schweigens, in der wir uns bettfrein gemacht haben, wie Anja mit einem zerknirschten Lächeln sagt, liegen wir in ihrem geräumigen Bett. Ich grübele ein wenig über ihre Wortkargheit, seit es um ihre Eltern ging, und es tut mir leid, wenn ich ihr den Abend verdorben habe. Ich liege auf meiner linken Seite ihr zugewandt. Sie rückt näher und kuschelt ihren Rücken an mich. Die Wärme ihres kleinen Körpers trifft mich mit einer Wucht, die ich nicht erwartet hätte, nicht wegen der Wärme selbst, sondern weil es das erste Mal ist, dass der Überzug des Ichs eines anderen Menschen so nah an meinem eigenen liegt.

Wie dünn unsere Haut ist, denke ich, unsere Nieren, Herzen, Lungen und Seelen nur durch ein bisschen Haut voneinander getrennt. Das ganze Leben, das uns ausmacht, ein wärmendes Feuer in uns, so nah beieinander. Ein paar ihrer blonden Haare stehen ab und kitzeln mich in meinem unrasierten Gesicht. Ich streiche einmal über

ihren Kopf, um die Haare aus meinem Gesicht zu entfernen. Dann schiebe ich einen Arm unter ihren Kopf und lege den anderen um sie herum. Ihre Hand greift nach meiner, ihre Hand ist feucht. Ich merke, dass sie geweint hat, leise, sie klammert sich an meine Hand.

Nachdem sich der Rauch der Zigaretten der Party aus meiner Nase verabschiedet hat, rieche ich vorsichtig an ihren Haaren. Haare riechen, denke ich, Anja hat einen eigenen Geruch. Man kann diesen Geruch nicht beschreiben, er ist einfach da und angenehm. Bin ich einem anderen Menschen noch nie so nah gewesen, dass ich seinen Geruch wahrgenommen hätte? Klar, wenn jemand stinkt, aber das ist es ja nicht. Vielleicht habe ich auch so einen Geruch, überlege ich und will mich schon mit der ungeheuerlichen Tatsache abfinden, dass ich zum ersten Mal in meinem Leben einem fremden Menschen wirklich nahe bin. Dann spüre ich, mit einer bei Martin geborgten Boxershorts bekleidet, die Haut ihrer Oberschenkel an meiner Haut, und das ist das Ende der rationalen Gedanken. Daran hatte ich natürlich nicht gedacht, dass ich eine Erektion bekäme, und jetzt ist es so weit. Ich spüre, wie mein Schwanz mit mehr und mehr Blut gefüllt wird, dabei jedes Mal die Distanz zwischen Anja und mir verkleinert, bis er ihren Po erreicht hat und in unregelmäßigen Abständen dagegen pocht.

Eine Weile passiert nichts. Ich habe den Eindruck, wir beide halten den Atem an. Ich hoffe, dass sie nichts merkt oder vielleicht bereits schläft.

»Lars, so kann ich aber nicht schlafen«, höre ich ihre Stimme, die mittlerweile wieder fröhlich ist.

Ich schweige, spüre nur, wie mein Gesicht heiß wird. Sie dreht sich um, guckt mich an und lacht. »Stell dich nicht schlafend, ich weiß, dass du wach bist.«

Sie lächelt mich an und als ich die Zärtlichkeit und die Zuneigung ihrer Augen in der Dunkelheit erblicke, wird

mir bewusst, dass sie ganz genau weiß, wie unerfahren ich bin. Ich schwanke zwischen dem Gedanken, mich zu rechtfertigen und so zu tun, als hätte ich schon viele Frauen gehabt oder schlicht der zu sein, der ich bin. Wahrscheinlich ist es irgendetwas dazwischen, als ich sage: »Du könntest es doch als Kompliment auffassen, oder?«

»Na, ich weiß nicht.« Sie lacht. »Wenn man als Frau die Erektion jedes Mannes als Kompliment auffassen würde ...«

»Ich bin auch nicht jeder Mann, ich habe so meine eigenen Ausdrucksformen.«

»Die sich allerdings nicht wesentlich von denen anderer Männer unterscheiden. Aber im ersten Punkt hast du recht. Du bist nicht jeder Mann.«

Sie beugt sich über mich, gibt mir einen flüchtigen Kuss auf den Mund. »Und nun schlafen wir, wenn's dir recht ist.«

Sie legt sich wieder hin und bald spüre ich ihren Körper in meinem Arm zucken, während ich versuche, den Geschmack und die kurze Berührung ihrer Lippen zu rekapitulieren. Ich überlege, welche Sinneswahrnehmung noch fehlt, und stelle fest, dass ich sie an diesem Abend mit allen Sinnen wahrgenommen habe. Es macht Lust auf mehr. Tief in mir spüre ich, dass da etwas begonnen hat zu wachsen und ich vermute, dass es nicht an ihr liegt. Hätte es jede andere sein können? Na ja, sicher nicht jede, aber warm wären die meisten, und vielleicht riechen viele auch gut.

Nein, Lars, ermahne ich mich, du darfst dich nicht in sie verlieben, das wäre allem Weiteren hinderlich.

Ich überlege, wie ich das Projekt Frauen in diesem Jahr angehen will. Ein guter Anfang, doch jetzt geht es erst richtig los. Ich mache in meinem Kopf den Plan, in der Fußgängerzone Frauen anzusprechen und sie zu einem Treffen zu überreden. Dabei verstricke ich mich in Vorstel-

lungen, wie ein cooler Typ, der sicher nicht ich bin, einfach irgendwo rumschlendert und dabei interessante Frauen kennenlernt, und ehe das Gefühl, ein anderer sein zu wollen, zu groß wird, schlafe ich ein.